

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 191 (1912)

Artikel: Etwas vom Bauernhaus

Autor: Schlatter, S.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374473>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sharmantes Kind, ich rat' dir's fein:
Tu' mir keinen Alten frei'n!
Je has du wärmst den Alten,
Dest' mehr tut er erkalten."

Da lachte der Töni heraus, als rollten eine Fuhr
Pflastersteine über ein Grabenbord, und auch der
Alte büschelte den zahnlichen Mund zu einem
vergnüglichen Schmunzeln.

„Du Donnersmaitli du!“ redete er dann. „In
Gottesnamen denn, so nehmt euch! Und das da,“
sagte er, den vollen Geldstrumpf unter dem Kissen
hervorziehend und vor sich auf die Bettdecke hin-

legend, „das will ich deinem ersten Kinde einbinden,
wenn du recht mit mir bist. Gesehen hast du den
Strumpf ja doch, und vor dir ist bös etwas ver-
bergen. Ich glaube schier, du bringst es mit deinem
ersten Kinde auch ohne Hexenwerk zuweg, mich
aus einem kalten Witwer zu einem warmen Groß-
vater zu machen, du Erzschalk du!“

Der Töni lachte wieder eine Scholle heraus.

Das bäumige Seppetrutli aber sank auffschluch-
zend vor dem Bett in die Knie und überflutete
die rauhen, magern Hände des Flüehlialten mit
ihren Freudentränen.

405740

Etwas vom Bauernhaus.

Von S. Schlatter.

Auf einer der so gerne besuchten Höhen unsers Appenzellerlandes stand kürzlich an einem schönen, klaren Sommertage eine französisch sprechende Gesellschaft. Sie betrachteten sich eingehend das Land zu ihren Füßen, mit seinen sammetgrünen Matten, seinen hellen Dörfern, seinen unzählbaren Häusern, die so frohmütig überall im freien Talboden und an sonniger Halde stehen und den fensterreichen Giebel der Sonne zuföhren. Sie bewunderten die blitzende Sauberkeit des ganzen Landes, die hellen Fenster und die schneeweissen Vorhänge dahinter auch am bescheidensten Häuschen; und schließlich brach eine der Damen in den Ruf aus: „In diesem Lande gibt es keine Armut.“ Und ein deutscher Professor, der überall die menschlichen Wohnstätten sorgfältig studiert, spricht sich höchst verwundert aus über den hohen Kulturstand, der im Bauernhause der Ostschweiz zum Ausdruck kommt, gegenüber demjenigen weiter Gebiete Deutschlands. Uns freilich kommt unser schlichtes Appenzeller Bauernhaus wohl recht wohnlich und behaglich, aber doch ganz selbstverständlich und nur den bescheidenen Bedürfnissen einfacher Leute angepaßt vor. Wir können uns eine primitivere Wohnstätte kaum denken. Und doch ist auch unser Haus, wie alles Menschenwerk, nicht immer so gewesen wie heute, sondern das letzte Glied in der Kette einer langen Entwicklung vom einfachsten zum vollkommensten. Betrachten wir uns diesen Entwicklungsgang einmal etwas näher.

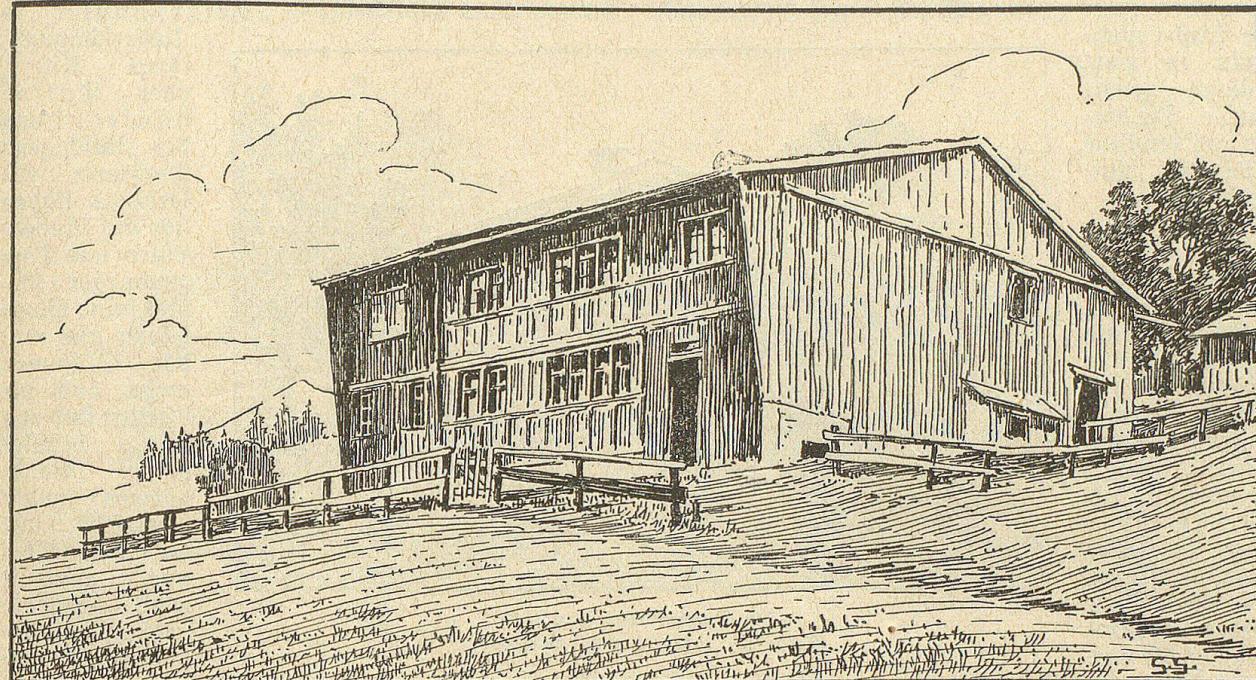
Bis vor Kurzem nahmen die Geschichtsforscher an, der große „Arbonerforst“, so ziemlich das ganze Gebiet des heutigen Appenzellerlandes, sei bis in's frühe Mittelalter hinein fast ganz unbewohnt gewesen. Die Funde in der Wildkirchlihöhle haben aber gezeigt, daß ungezählte Jahrtausende früher schon der Mensch bis dort hinauf gedrungen ist. Er hatte sich also jedenfalls mehr oder weniger festhaft in den wirtlicheren Tälern angesiedelt. Wo und wie er da hauste, wie er lebte, wohnte, baute, alles das ist uns aber in's Dunkel gehüllt. Eben so wenig wissen wir, ob die langsam und schritt-

weise das noch wilde Land in friedlicher Rodungsarbeit besehenden Alemannen auf einzelne Reste früherer Bevölkerung stießen. Wir wissen nicht einmal sicher, wie diese Neuaniedler sich einrichteten. Die aus verhältnismäßig frühen Zeiten vorhandenen Urkunden des Klosters St. Gallen erzählen nichts davon. Wir haben aber noch lebende Urkunden dafür, aus denen wir Schlüsse ziehen dürfen auf den Charakter der früheren Bauweise unsrer Vorfahren. Es sind das einmal die heute noch vorhandenen ältesten Häuschen, an denen wir die Konstruktionsart kennen lernen können, und besonders die Sennhütten unsrer Alpen und ihrer Nachbargebiete. Im Alplerleben hat sich die ur-alte Lebensweise noch sehr treu erhalten, und ebenso am „Alpgezimme“ die alte Hausform. Aus diesen und andern Überlieferungen läßt sich ein ziemlich treues Bild des Urhauses unsrer Gegenden gewinnen.

Der unermessliche Waldreichtum legte von selbst das Holz dem Baulustigen als das bequemste Material in die Hände. Die schlanken, gleichmäßigen Stämme der Tannen brauchten nur wenig Bearbeitung. Ein viereckiger Platz wurde ausgeebnet, der Boden festgestampft, an den Ecken ein paar flache Steine eingelegt als sicheres Fundament. Dann wurden vier runde Tannenstämme an die vier Seiten gelegt, an den Ecken mittelst Kerben miteinander verbunden, und der Anfang zum Hause war gemacht. Stamm auf Stamm wurde aufeinandergerollt und zusammengeerbelt, bis die notwendige Höhe erreicht war. Dann kamen auf die beiden Giebelwände einige immer kürzer werdende Hölzer, auf denen die Kiezbäume ruhten. Diese wieder nahmen die die Dachschläge bildenden Räfen auf. Das Dach wurde mit großen, gespaltenen Schindeln gedeckt, die mit Steinen beschwert wurden, wie das heute noch in Graubünden vielfach geschieht. Die Unwägbarkeiten der Wände wurden mit trockenem Moos zugestopft, eine Türe von etwas zugehauenen leichteren Hölzern zusammengefügt, und das Haus war fertig. Fenster hatte es keine, die

Dachschräge bildete die Decke. Die rohen Wände umschlossen einen einzigen Raum, welcher der Familie als Wohnraum für Alles diente. In einer Ecke, der Tür gegenüber, wurde eine Steinplatte auf den Boden gelegt und die Wände mit solchen gesichert. Das war der Feuerherd, Kochstelle und Heizung zugleich. Da brannte wohl so ziemlich den ganzen Tag das Feuer, genährt mit Holz und Reisig, das der Wald in Fülle lieferte. Einen Kamin hatte das Haus durch viele Jahrhunderte nicht. Der Rauch suchte sich durch die offene Tür und die Ritzen des Daches einen Ausweg. Oft genug erfüllte er den ganzen Raum so dicht, daß

Welt kamen. Wenn draußen die Kälte so groß war, daß die Türe geschlossen werden mußte, so herrschte den ganzen Tag Finsternis in dem unwirtlichen Raum, nur spärlich erhellt von den Flammen des Herdfeuers. War die Familie zu groß, oder kamen Knechte und Mägde dazu, so wurden weitere ähnliche Häuser erstellt. Bald gesellten sich auch Ställe für das Vieh hinzu, das man im Anfang wohl das ganze Jahr im Freien gehalten hatte. Weiter wurden Speicher für die Vorräte an Feldfrüchten, Fleisch, Käse nötig, so daß sich mancher Familienstamm zu einem ganzen Hofe auswuchs.



„Tätschhusli“ im Schachen bei Gais.
Alteste, noch vorhandene Hausform. Die Hauptfront ist noch nicht an der Giebelseite.

man kaum durch denselben hindurch einander erkennen konnte. In der schräg gegenüberliegenden Ecke hatte die mit Heu oder Laub gefüllte Britsche ihren Platz, groß genug, um der ganzen Familie als Nachtlager zu dienen. Die kleinen Kinder und die von der Arbeit ermüdeten Männer lagen auch am Tage auf derselben herum, besonders im Winter. An den Wänden der vierten Ecke waren Bänke angebracht, und vor diesen stand der Tisch, auf dem das einfache Mahl eingenommen und allerlei Arbeit verrichtet wurde. In diesem einen Raum ging das ganze Leben der Familie vor sich, da wurde gekocht, gefäst, gegessen, gearbeitet, geschlafen. Auf dem bloßen Erdboden und in der warmen Asche des Herdes rutschten die Kinder um die Wette mit Hunden und Hühnern, während auf der Britsche die Alten starben und die Jungen zur

Die erste Erweiterung erfuhr das einräumige Wohnhaus wohl durch das Eingraben eines Milchkellers an der hintern Seite. Dieser wurde mit einer horizontalen Balkenlage abgedeckt, über welcher das Dach des Hauses durchgeführt wurde. Dadurch entstand ein dreieckiger Dachraum. Mit einem Heulager versehen, diente dieser dem Jungvolk als Schlafräum. Diese Form zeigen heute noch unzählige Sennhütten und „Alpzimmer.“

Den größten Fortschritt aber machten unsre Vorfahren, als sie begannen, durch eine mitten durch das Haus gezogene Wand dasselbe in zwei Räume zu teilen. Der eine, in den die Türe von außen führte, erhielt den Herd und diente als Küche und Arbeitsraum für alle größeren Arbeiten. In den innern, die Stube, wurde das Bett und der Tisch gestellt. Die Einführung einer bis dahin im

Bauernhause noch unbekannten Einrichtung, des geschlossenen und von der Küche aus geheizten Ofens machte diese Neuerung möglich. Auch ein paar kleine Fensterchen erhielt dieser Raum, die allerdings noch lange entweder nur mit dem hölzernen Zugladen, oder mit Schweinsblase, Papier oder einem ähnlichen, wenigstens ein wenig durchscheinenden Material geschlossen wurden. Nun konnte sich das häusliche Leben teilen. Die größere, wirtschaftliche Hantierung ging in der Küche vor sich, das stillere, intimere zog sich in die Stube zurück. Auch diese Hausform findet sich noch häufig in den Alpen.

Von da war der Schritt nicht mehr weit zum Einziehen einer zweiten Wand, durch welche auch

die Stube nochmals in zwei Räume geteilt wurde. Die bisherige Ofenstube blieb der Aufenthaltsraum für den Tag; hier wird gegessen, hier sitzt die Mutter am Nähen und Spinnen, die Kinder zu stillem Spiel, der Vater zu behaglicher Feierabendruhe. Die Nebenstube aber ist ganz zum Schlafräum geworden. Diese beiden Räume nahmen die vor-

dere Hälfte des Hauses ein und erhielten eine horizontale Decke, um die Wärme besser zusammenzuhalten. Die Küche aber blieb offen bis unter das Dach, auch dann noch, als der Raum über den Stuben ebenfalls durch Hinaufführen der Wände zu Kammern gemacht wurde. Die Stuben erhielten einen hölzernen Boden, was viel zu ihrer größern Behaglichkeit und Reinhaltung beitrug. Damit hat das Haus eine Entwicklungsstufe erreicht, auf der es an manchen Orten bis heute stehen geblieben ist. Dieses kaminlose „Rauchhaus“ ist in der inneren Schweiz, im Berneroberland z. c. noch immer zu finden. Es besteht nun aus allen, heute noch als notwendig sich erweisenden Räumen: Küche, Wohn- und Schlafstuben in genügender Zahl, Vorratsräume in den Dachkammern, einem Keller unter den hölzernen Stubenboden. Jetzt konnte sich auch eine größere Familie behaglich unter dem gleichen Dach einrichten. In der Nähe des Hauses stand die Scheune, die einen ähnlichen, zusammenwachsenden Weg gemacht hatte. Stall, Tenn, Heuspeicher ver-

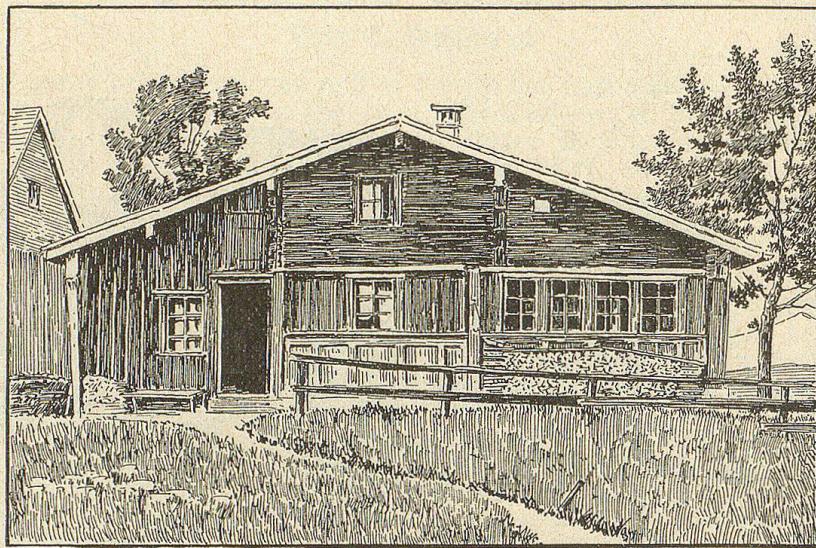
einigten sich zu einem bequemen, zweckmäßigen Ganzen.

Noch war das Haus klein, die Räume niedrig und dunkel. Es stand da, wie es sich gerade am einfachsten ergeben hatte, noch ohne eine bestimmte Richtung nach der Sonne zu suchen, breit, mit dem sehr wenig geneigten Dach, wie die lose aufgelegten Schindeln es verlangten. Die Scheune stand ebenfalls in ganz zufälliger Stellung, vor, neben, hinter dem Hause, nahe oder weiter entfernt. Die letzte „Rauchküche“ ist im Anfang des 19. Jahrhunderts umgebaut worden. Sie fand sich im Battenhaus in Niederteufen. Aber die äußere Form dieser alten Häuschen ist noch da und dort im Lande zu finden. Das Volk heißt sie „Heidenhäuser“ in

Neuberschätzung ihres Alters, oder Tätschhäuser, von der „tätschigen“ Dachform. Allerdings finden sich auf Appenzeller- und Toggenburger-Gebiet keine Blockhäuser aus runden Stämmen mehr, auch die ältesten sind aus kantig beschlagenen „Bandhölzern“ sauber „gestricht“, wie diese Bauart bei uns genannt wird. Auch die große Legschindel mit Stein-

beschwerung ist längst verschwunden und hat dem „Flageldach“ Platz gemacht.

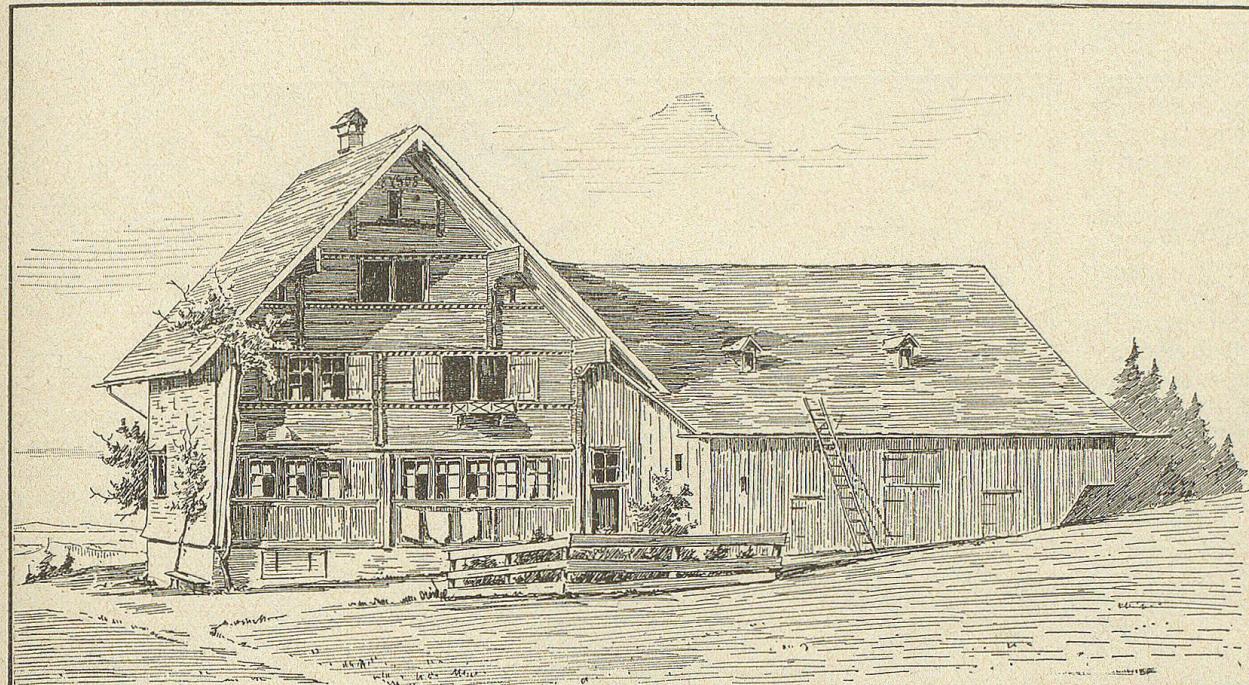
Wäre die Landwirtschaft die einzige Nahrungsquelle des Volkes geblieben, wie in Graubünden und andern Alpengegenden, so hätte auch das Haus keine wesentlichen Fortschritte mehr gemacht. Aber ein großer Ackerbauer scheint der Appenzeller nie gewesen zu sein, wenn er auch früher etwas Getreide baute, so war das Land doch auf starke Einfuhr von Brotfrucht angewiesen. Das brauchte aber Geld, mehr als die vorherrschende Milchwirtschaft einbrachte, besonders bei der dichter werdenden Bevölkerung. Was Wunders, daß das strebsame Bölklein mit wachen Augen auf den blühenden Leinwandhandel ihres Nachbarn, der Stadt St. Gallen, schaute. Frühe schon beschäftigte diese manche Hand im Ländchen durch Spinnen und dergleichen, aber Appenzell wollte nicht blos für die Stadt arbeiten, es suchte den ganzen Verdienst in seine Taschen zu lenken. Im Jahr 1537 wurden die zwei ersten eigenen Handelsgesellschaften gegründet, und Mitte



„Im Suterli“ bei Appenzell.
Tätschhäusli, aber schon mit Giebelfront.

Februar die erste Leinwandschau in Appenzell gehalten. Es muß also schon damals im Lande gewoben worden sein. Als aber das Jahr 1572 die Bartolomäusnacht in Paris brachte und in ihrem Gefolge eine große Handelsstockung und weitverbreitete Teurung, da schauten sich im ganzen Lande die Männer nach Verdienst um. Sie begannen allgemein das Weben zu lernen. In Trogen, Speicher, Teufen fingen die Webstühle an zu klappern, in Wald ließ Georg Schläpfer auf eigene Rechnung weben. Jetzt wurden die Webkeller eingerichtet. Der Raum unter der Stube, halb im Boden ein-

Stube mußten hell und geräumig sein. Deshalb wurden die Fenster vergrößert und vermehrt. Das Glas war unterdessen auch für den Bauern erschwinglich geworden. Es wurde in der Form der noch hier und da vorhandenen runden Buhscheibchen hergestellt und in Blei gefaßt. Die Sonne sollte in die Arbeits- und Wohnräume hineinscheinen; sie erwärmte dadurch den Webkeller und machte alles frohmütiger. Darum stellte man die neuen Häuser so, daß sie die Giebelseite gegen Mittag richteten. Der Giebel wurde zur Hauptfront. Nun konnten auch die Kammern im Ober-



„Im Feld“ Teufen.
Typisches Bauernhaus mit steilem Nageldach, angebauter Scheune und Webkeller, vom Jahre 1708.

gegraben, eignete sich am besten dazu. Jetzt saß der einfache Mann unten am Webstuhl, oben in der Stube die Frauen und Töchter am Spinnrocken und am Spulrad. Und im Dorfe stand der Fabrikant in der Schreibstube und im Warenmagazin, und reiste in die Stadt und weiter in die Welt hinaus, nach Frankreich, Italien, Spanien. Dort hatten appenzellische Kaufleute bald große Zweigniederlassungen, verkaufsten die Arbeit ihres Landes und handelten die Produkte anderer Länder ein. So wurde die Landwirtschaft für Viele nur noch zur Nebenbeschäftigung. Die industrielle Heimarbeit war bald die eigentliche geldbringende Erwerbsquelle. Das hatte einen großen Einfluß auch auf das Haus. Noch mehr auf dasselbe angewiesen, als es der Bauer ist, dessen Arbeit in Feld und Stall vor sich geht, verwendete man auch mehr Sorgfalt auf dessen Einrichtung. Webkeller und

stock die Sonne erhalten. Bald reihte sich an der Sonnenseite Fenster an Fenster, nur durch schmale Pfosten und Pfeiler unterbrochen. Nirgends sonst finden wir so sonnenfrohe, lichtoffene Häuser.

Aber auch die Scheune, oder doch ihre Stellung zum Hause blieb von dieser Wandlung nicht unberührt. Die Besorgung des Viehs blieb Aufgabe auch des webenden Mannes. Je kürzer und geschützter nun der Weg vom Webstuhl zum Stall war, um so leichter verbanden sich diese beiden Hantierungen mit einander. So rückte sie dicht an's Haus heran, nur durch einen Gang von diesem getrennt, der zugleich als Haugang diente. Dadurch führt auch die Türe der Küche oder des von ihr abgetrennten inneren Ganges mit der Treppe nach oben nicht mehr direkt in's Freie. Zur Warmhaltung des ganzen Hauses ein neuer, wesentlicher Fortschritt. Haus und Scheune bilden von jetzt

an fast ausnahmslos äußerlich ein abgeschlossenes Ganzes. Die beiden Dächer stoßen im rechten Winkel in einer $\text{—} \text{I} \text{—}$ -Form zusammen. Auch das Kamin kam unterdessen aus den Städten in's Bauernhaus. Die Küche erhielt ebenfalls ihre Decke, auf der weit und trichterförmig ein Geflecht aus Ruten oder zähen Weißtannenästen erstellt, das innen und außen mit Lehm verstrichen wurde. In dieser Anordnung erkennen wir das Haus, das heute noch überall das heimelige Nest froher Landleute bildet.

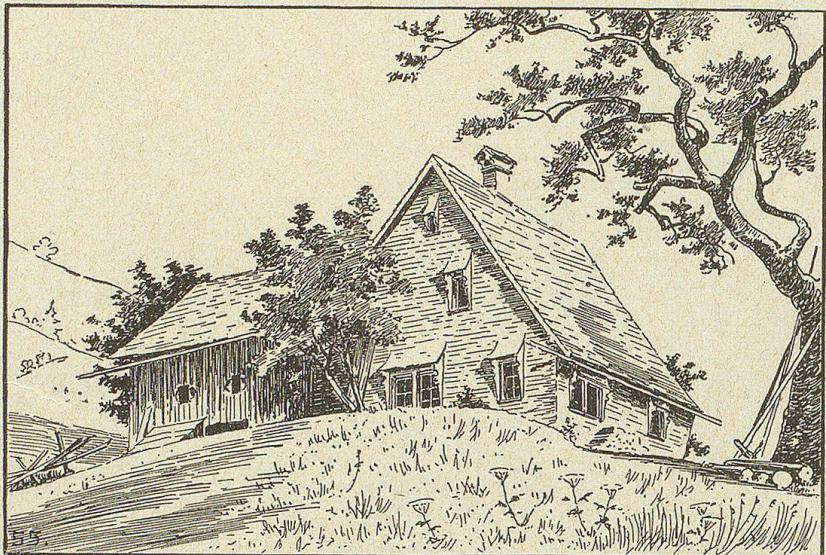
Die Dörfer erhielten ebenfalls ein anderes Gesicht durch die Einführung der Industrie. Früher bestanden sie aus wenigen Kirchen: Kirche, Pfarrhaus und Gemeindehaus, Wirtschaft, Läden und ein paar Handwerkerhäusern. Jetzt bildete sich der

neue Stand der Fabrikanten und Kaufleute. Diese siedelten sich natürlich möglichst in einem Zentrum an und bauten sich ihre neuen Häuser den neuen Bedürfnissen entsprechend. Vor allem bauten sie aus dem neu erworbenen Reichtum größer, geräumiger. Dann bedurften sie der Warenmagazine, Ferggräume, Schreibstuben &c., die in's Erdgeschoß gelegt

wurden, während die oberen Stockwerke zur Wohnung dienten. Die ältern zeigen noch die gleiche Hauptform und Bauweise wie die Bauernhäuser, den breiten, sonnwärts geführten, vielfenstrigen Giebel und den durchgehenden Strickbau. Später werden stattliche Herrenhäuser mit geschweiften Giebeln, Mansardendächern, schönen hölzernen Säulenstellungen und anderm architektonischem Schmuck daraus. Sogar ganz massive, palastartige Gebäude reihen sich um die Dorfplätze von Trogen und Herisau, vom früheren Glanze der dortigen großen Handelsfamilien kündend.

Viele Jahrhunderte hindurch musste mit der Verwendung von Eisen zum Bau der einfachen Häuser sehr gespart werden. Alles wurde mit Holznägeln verbunden, die Türen ließen in hölzernen Angeln und schlossen sich mit hölzernem Riegel. Mit dem größer werdenden Verkehr und dem leichteren Gelderwerb wurde auch das anders. Der Nagel wurde keine Seltenheit mehr. Dafür aber wurde mit zunehmender Nebervölkerung das Holz teurer und

musste auf sparsamere Verwendung desselben Bedacht genommen werden. Um meistens fraßen die flachen Schwerschindeldächer nicht nur bei der Neuerstellung durch die Größe und Dicke der Schindeln, sondern auch wegen ihrem raschen Faulen und dadurch bedingten immerwährenden Unterhalt. Zwischen 1600 und 1700 wurde das Nageldach eingeführt, aus den feinen, festgenagelten Schindeln, wie sie heute noch im Gebrauch sind. Diese rutschten nicht mehr ab, deshalb konnte die Dachneigung viel steiler gemacht werden. Das hatte wieder den günstigsten Einfluß auf den rascheren Abfluß des Wassers und damit auch auf die Haltbarkeit des Daches. Alle Häuser, die von dieser Zeit an gebaut wurden, haben das steile Dach.



Auf Bilchen, Teufen.
Nord- und Westseite mit Schindelshirm.

Die Fenster haben alle zum bessern Verschluß gegen Sonne und Wetter die hölzernen Zugladen. Sie sind vor der Außenfläche der Strickwand angebracht, je nach der Lage des Fensters werden sie hinauf oder heruntergezogen. Auch diese Läden werden wieder durch eine Täferung geschützt, die an der Vorderseite des Hauses eine Brüstung unter den Fenster-

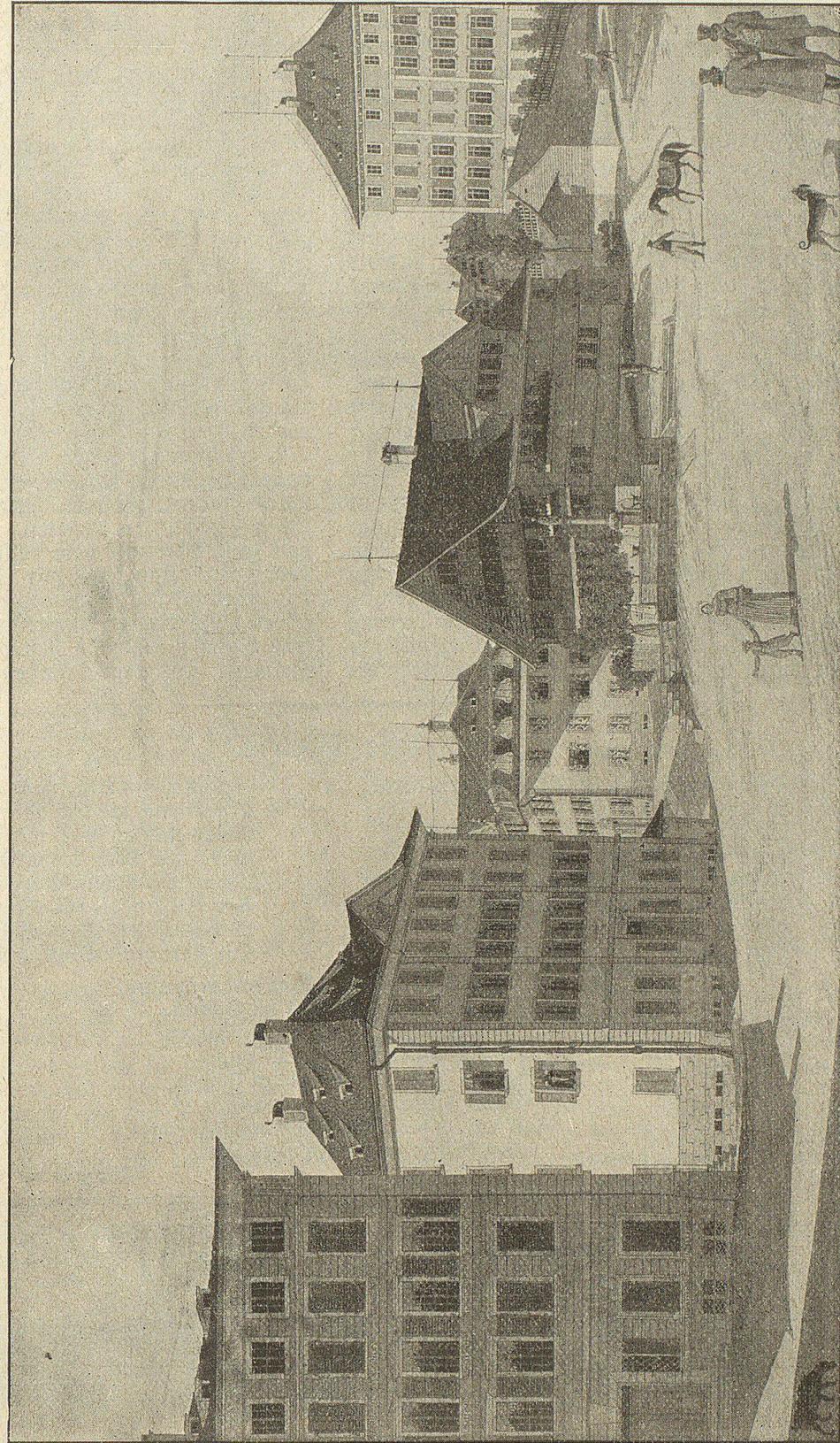
reihen bildet. An den West- und Nordseiten sind sie unter einer die ganze Wand gegen Wind und Regen schützenden Verkleidung verborgen. An ganz alten Häusern besteht diese aus einer Bretterverschalung, wie an den Scheunen, die mit großen Holznägeln befestigt wurde. Mit der Einführung des Nageldaches kam auch an der Wand die Schindelverkleidung auf. Der Schindelshirm, der sich so warm und dicht wie ein Mantel an die Seiten der Häuser legt und sie vor den schneidendem Winterstürmen schützt, ist im Appenzellerlande so recht zu Hause. Während die Strickwände und Täferungen der Sonnenseite eine tiefbraune, feurig warme Farbe annehmen, schimmert die schuppige Hülle der Hinterseiten in einem feinen silbernen Grau, an der Sonne oft wie ein blander Panzer.

In den Dörfern wurden dann häufig nicht nur die Ladenbrüstungen, sondern die ganze Vorderseite mit sauberer Täferung verkleidet. Sind an einem sonnigen Sommertage alle Läden aufgezogen, so ist kein Unterschied zwischen den Fenstern

und den Füllungen der Wandflächen dazwischen zu erkennen, und das ganze Haus sieht aus wie ein schlafendes Gesicht.

Wie Mancher dachte sich wohl, sein Haus sei eben so gebaut worden, wie es seinem Vater, Groß- oder Urgroßvater gerade gepaßt habe. Wir sehen, daß das nicht ganz so ist. Wohl dachten auch diese viel über ihren Bau nach und äußerten ihre Wünsche und ihre Meinung mit dazu, aber trotzdem ist es ein Gefüge, an dem die Arbeit vieler Jahrhunderte mitgewirkt hat. Nicht nur der kluge Wille des Einzelnen hat daselbe geschaffen, tausend Umstände arbeiteten dran. Das reichlich vorhandene Baumaterial gab ihm die erste Form, die Verfeinerung desselben und neue Verarbeitungsweisen und Baustoffe veränderten sie. Das Bedürfnis des Menschen gestaltete seine Einteilung und bedingte seine weitere Ausgestaltung. Hunger zwang zu Gewerbe, Handel, Verkehr, und alles hatte seinen Einfluß auf die Heimstätte dessen, den sie trieben und der kräftig diesem Triebe folgte.

Nicht nur guten Fortschritt brachten die vielen Einflüsse von außen mit. Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, das so viele neue Gedanken brachte, finden die reich gewor-



Landgemeindeplatz in Lünen, links die malerische Balatäfe der Herren Zellmeyer, das jetzige Rathaus, gebaut 1802, das Pfarrhaus, gebaut 1765, in der Mitte noch ein jetzt dort nicht mehr existierendes Lüppenzer Holzhaus, das alte Pfarrhaus. Das Bild ist zwischen 1810 und 1820 gemalt worden.

denen Herren an, sich vor den fremden Besuchern ihrer braunen Holzhütten zu schämen. Sie begannen zuerst, ihre neuen, stattlichen Fabrikantenhäuser so anzustreichen, daß der Holzbau wenigstens in der Farbe wie ein massives Stadthaus erscheine. Bald schwammen die ganzen Dörfer in heller Delfarbe, und diese Ueberchwemmung flutete weit hinaus über's Land und hat sich noch heute nicht gelegt. Manches warme, heimelige Häuschen wurde dadurch wohl sauber und gepühzelt, aber seine gemütliche Ländlichkeit ging verloren. Leider ist diese Anstreiche wut nicht der einzige Feind der schönen, alten, vaterländischen Bauweise geblieben. Sie wurde überhaupt als altväterisch verachtet. Was etwa vom Jahre 1850 an neu gebaut wurde, suchte so viel als möglich städtischen Schein anzunehmen. Es entstanden die vielen schmalen, hohen Häuser mit modischen Jalousieläden an symmetrisch eingeteilten Fenstern, die heute in ganzen Reihen die Dörfer verunzieren, aber auch dem freien Lande alle alte Fröhlichkeit nehmen. Im Innern sind sie zwar viel unbequemer, die Räume klein, Gänge und Treppen eng und unbehaglich, aber „neu-mödig“. Auch gänzlich fremde Materialien wurden hereingeschleppt, Backsteine zu Rohbau, Dach-schiefer und dergleichen, zur rechten Verunzierung des Landes. Es ist, als ob mit der Ueberfülle der Zufuhr durch den modernen Eisenbahnverkehr der

Verstand ausgeführt worden wäre, der früher so prächtig das Neue dem Alten einzuverleben wußte. Als zum Beispiel das Spinnen und Weben im Lande aufkam, richteten die Alten die lange Fensterreihe in der Wohnstube ein. Heute sitzen die Frauen und Töchter am Sticken, Nachsticken, Ausschneiden, Fädelen und wie die Arbeiten der neuen Industrie alle heißen, oft zu dreien und mehr Personen in einer Stube. Sie brauchen dazu noch mehr Licht als früher. Wir aber gehen hin, reißen den „Fensterwagen“ heraus und machen an seine Stelle zwei städtisch aussehende, schmale Fenster mit breiten Wandflächen dazwischen!

Ueberhaupt sind die Veränderungen unsrer Lebensverhältnisse auf dem Lande durch den neuzeitlichen Verkehr nicht so unendliche, daß es nicht möglich sein sollte, auch sie in richtiger Weise zu verarbeiten.

Betrachten wir die Werke unsrer Väter mit liebevollem Interesse, schauen wir überall, wie sie's gemacht haben, sich und ihren Kindern ein behagliches „Höchli“ zu bereiten. Lernen wir wie sie, das gute Alte mit dem besseren Neuen richtig zu verbinden. Und seien wir eben so stolz auf unsre Eigenart wie sie, lassen uns so wenig vom Fremden übertölpeln wie sie. Dann können auch unsre Kinder und Enkel die gleiche Freude haben am ererbten Heimatli, wie wir sie haben dürfen.

Das Höflein.

Nun darf mein Tal den Sommer grüßen,
Es ist den hellen Tagen hold.
Wie ruht es schimmernd mir zu Füßen
In seines Erntesegens Gold!
Die schmalen Weizenäcker träumen
Von Märchen, die der Nachtwind sang;
Ein Höflein, halb versteckt in Bäumen,
Liegt ganz versonnen nah am Hang.

Ich weiß, kein Gold liegt dort vergraben,
Doch duftet braunes Brot im Schrein;
Und blonde Mägdlein, muntere Knaben,
Die lassen Kümmernis nicht ein.
Horch! Ihre hellen Stimmen klingen,
Ein Dengelhammer singt darein, —
Könnt' ich des Schicksals Gunst erzwingen,
Dies Höflein sollt' mein eigen sein!

Das ist ein Heim nach meinem Sinne,
Ein Eiland, das kein Meer umstürmt!
Rings Zelg an Zelg, und mitten inne
Das breite Dach, das herrlich schirmt.
Die weißen Fensterkreuze wissen
Von Stuben, die voll Sonne sind;
Wer möcht' des Gartens Wildnis missen,
Die Baum' und Bänklein bunt umspinnt?

Alfred Huggenberger.

